Ein Engländer bei Königin Hortense

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **47 (1972)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-700346

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aus den «Mémoires sur la Duchesse de Saint-Leu, Ex-Reine de Hollande», anonym erschienen, «à Londres: chez Colburn et Bentley, 1832. New Burlington Street.»
«Folgende kleine Skizze eines bedeutenden englischen Schriftstellers stellt eine treffende und gleichzeitig so anmutige und rührende Aufzeichnung über das Benehmen und die Gewohnheiten der vornehmen Dame dar, daß ihre Veröffentlichung zweifellos vom Leser begrüßt werden wird. Auf sympathische Weise wird man jene Eindrücke bestätigt finden, die in den vorausgegangenen Memoiren absichtlich erweckt worden waren», schrieb 1832 der Herausgeber in London.

Ferien auf Schloß Wolfsberg

Im letzten Frühsommer stieß ich in Paris zufällig auf die Anzeige eines schweizerischen Erholungsorts, der steten Wanderern auf der Suche nach ein paar Monaten Rast geradezu ideal erscheinen mußte. Schon der Name, Schloß Wolfsberg, war irgendwie malerisch, sodann lag der Besitz in der Nähe des von Reisenden verhältnismäßig wenig berührten Bodensees und gehörte einem alten Soldaten, der seiner Tapferkeit wegen die Leibgarde Napoleons befehligt hatte und dessen Gemahlin die «gewesene Ehrendame» der nun ausgebürgerten Hortense war. Das war nun gerade, was mir zusagte, ein Ort, wo ich mich auf Wiesen tummeln und sonderbare Geschichten hören konnte, bis das heiße Wetter vorüber war. In wenigen Tagen war ich deshalb durch die grünen Weinberge Frankreichs gefahren, hatte das eigenartige schöne Dunkel des Schwarzwaldes hinter mich gebracht und stand nun auf der Anhöhe, von der aus man das Endstück meiner Reise erblicken konnte. Die Aussicht hatte nichts vom scharfen Umriß oder dem Überraschungsmoment, der sonst der Schweiz eigen ist. Sie glich dem Geburtsland des Friedens: In der Ferne durchschnitt der See die bläulichen Erhebungen des Geländes, die sich bis in die sonnenglänzenden, schneebedeckten Gipfel Tirols verloren, und es schien das Herz mit heimatlichem Willkommen zu überfluten. Nicht eine einzige Erwartung hatte der Prospekt aufkommen lassen, die nicht in reichem Maße Erfüllung fand. Das Schloß war unseren eleganten Landhäusern nicht unähnlich, es blickte auf einen Abhang von einer Viertelmeile Länge herab, der sich vom Wald zum Weinberg wandelte, schließlich in die ruhigen Wasser tauchte und das betrachtende Auge mit den weißen Segeln hinübergleiten ließ, zum deutschen Ufer, und dort von einem kleinen Kirchturm zum andern. Zur Rechten und zur Linken waren es nur wenige

Schritte, und man verlor sich in kleinen Tälern voller Nußbäume und labyrinthischer Bächlein. Wer weiß, ein paar Stunden abenteuerlicher Fahrt, und man hätte über den Wolken Tirols Freiheitsgesang erklingen hören.

Die Dame des Hauses hatte ihr Leben an Höfen verbracht, ihr Mann aber war nie aus den Heerlagern herausgekommen. Allen beiden konnte ein in der englischen und französischen Gesellschaft verbreitetes Übel nichts anhaben: Sie schätzten andere Nationen beinahe ebensosehr wie ihre eigene, formten ihre Ansichten ohne Vorurteil und verstanden es, sich so höflich und aufmerksam zu geben, daß sie nie unnatürlich und aufdringlich schienen. Wo immer ich in der Zukunft sein möge, nie werde ich mich besser unterhalten als im Gespräch mit diesem so gut zueinander passenden Paar. Die Wechselfälle des Lebens, das Schritthalten mit ihren Vorgesetzten hatten sie, wie es schien, mit den interessantesten Menschen ihrer Zeit zusammengebracht, und so gelang es mir, eine Fülle biographischer Kenntnisse zu gewinnen, die ich mir sonst nur durch mühevolles Studium aus Büchern hätte aneignen können. Lobenswerte Treue zu Hortense, der Herzogin von Leu, die unweit ein Haus besaß, war die Ursache, daß diese beiden für ein Leben in Abgeschiedenheit so wenig prädestinierten Menschen in Zurückgezogenheit lebten. Daß sie dabei vereinzelten Reisenden ein Heim boten, fand seinen Grund darin, daß sie bei allen Bemühungen anfangs die mannigfachen Schwierigkeiten übersehen hatten, die sie wohl zwanzigfach zu überwältigen drohten.

Außer ihnen selbst gab es noch zwei oder drei junge französische Damen, die mit der Hausherrin dieselbe Schule besucht hatten und nun aus ähnlichen Gründen im Schlosse lebten. Nie werde ich den romantischen Genuß vergessen, mit dem ich in so vergnügter Gesellschaft die Wälder durchstreifte, die fröhlichen Aus-

rufe, mit denen sie die geringfügigen Hindernisse überwältigten und den Schrecken, wenn jemand in einen Bach gerutscht war oder sich in einem Brombeerstrauch verfing.
Wir pflegten auch auf einigen Ponys zu galoppieren, die zum Besitz gehörten und beschlossen nicht selten den Tag auf dem sanften See mit Singen und Rührseligkeit unter dem Licht der Sterne.
Auf diesen Ausflügen kamen wir des öfteren unter dem ruhigen, unauffälligen Wohnsitz der früheren Königin von Holland vorbei. Er lag auf halber Höhe eines grünen Hügels, umgeben von Bäumen, durch die man flüchtigen Einblick genoß, gerade genügend, meine Begleiter wieder auf ihr Lieblingsthema zu bringen. Die Anhänglichkeit und Bewunderung, mit der sie ihre frühere Herrin beschrieben, wie sie so zufrieden ein einfaches Leben zu genießen wisse, trotz der Verbannung aus ihrem Geburtsland und der Schlechtigkeit einer Welt, deren sie mit Recht müde war, erweckte in mir den Wunsch, ihr vorgestellt zu werden. Dies war allerdings ein schwieriges Unterfangen. Nun war in ihr nur noch jener Stolz vorhanden, der seinen Ursprung in einem überlegenen Geist hat; dieser aber hatte einen solchen Einfluß auf ihre Umgebung gewonnen, daß sie in ihrer Zurückgezogenheit nicht weniger Königin war als zur Zeit ihrer wirklichen Macht. Alles, was meine Freunde zu versprechen vermochten, war, daß sie verlauten lassen würden, daß ein Ausländer angekommen sei in der Nachbarschaft, es so Hortense überlassend, aus dieser Nachricht und dem Wissen um das Interesse, das sie stets erweckte, eine Initiative zu ergreifen.
In der Zwischenzeit erfuhr ich tagtäglich Interessantes über sie. Das Vermögen, das man ihr — aus dem Zusammenbruch der Familie — zu retten ermöglicht hatte, wurde großenteils für diejenigen unter ihrem Gefolge verwendet, denen das Glück

weniger hold gewesen war. Ihr Haus wurde der Treffpunkt gebildeter Menschen aller Art, und ihre Fähigkeit, es ihnen gleichzutun, stand weder hinter ihrem guten Geschmack noch hinter ihrer Großzügigkeit zurück.

Zur Zeit wohnten bei ihr außer zwei Hofdamen, ihrem jüngeren Sohn und dem Hauslehrer der Dichter Casimir Delavigne, dessen Bruder — selbst ein ausgezeichneter Dramatiker — und etliche Freunde mit gleichen Interessen. Neben anderen Unterhaltungen beschloß man, ein Theater zu gründen, in dem verschiedene Vaudevillestücke zur Aufführung gelangen sollten, jedem einmal nach Wunsch eine geeignete Rolle bietend. Eine meiner Gefährtinnen, eine dunkeläugige kleine Hexe, von der Natur wie geschaffen für sportlichen Zeitvertreib, sollte ebenfalls eine Rolle spielen, was zur Folge hatte, daß mich die Theaterangelegenheit um so mehr interessierte. Ich pflegte sie durch die Weinberge zur Probe zu begleiten, so nahe wie möglich zum Hause, in der Hoffnung, hereingebeten zu werden. Nie brachte ich es jedoch zuwege, bemerkt zu werden, und so war ich gezwungen, entweder unter einen Baum zu liegen, oder im See Fische zu fangen, bis meine kleine Freundin zurückkehrte. Obschon ich in meinem eigenen Lande aus irgendeinem Grunde mit «très distingué» bezeichnet worden war, begann ich die Hoffnung aufzugeben, als eines schönen Abends — wir hatten uns gerade in kleinen Gruppen über den Rasen verteilt (einige umherirrende Engländer waren noch zu unserer Gesellschaft gestoßen) — verlautete, Hortense beabsichtige, Madame einen Besuch abzustatten. Wie ich sie nun so langsam den Hügel heraufkommen sah, in drei sommerlichen Wagen mit ihrem Gefolge, erschien mir die Eleganz der Kavalkade von so außerordentlich schönem Anblick, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, sie habe es eigentlich auf einen zeremoniellen Besuch bei den Frem-

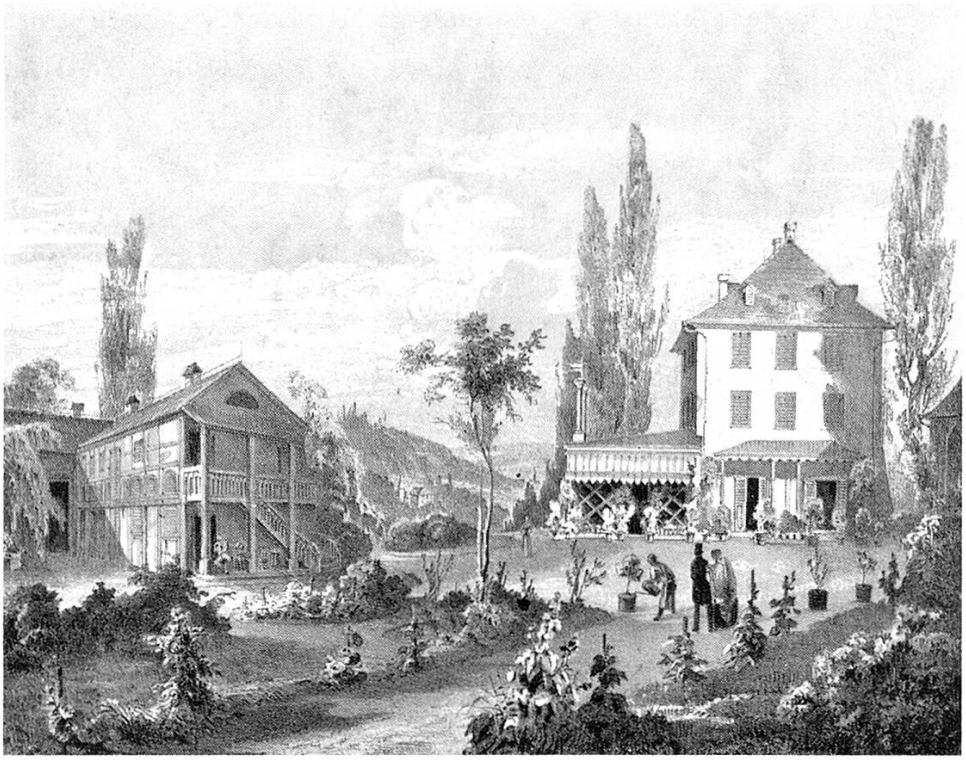
den in unserer Gemeinde abgesehen. Diese Vermutung sollte ich zu meiner Zufriedenheit bestätigt finden.
Derart war das Erscheinen Hortenses, daß sie unfehlbar Gefühle der Bewunderung und Zuneigung hervorrief. Ihr intelligentes Gesicht trug den milden Ausdruck der vollendeten Aristokratin zur Schau, und trotz mittlerer Größe war sie von eindrucksvoller Statur. Wie sie sagte, bedauerte sie, nicht früher über die beabsichtigte Dauer unseres Aufenthalts in diesem Teil der Schweiz unterrichtet gewesen zu sein; denn in der Meinung, wir würden nur wenige Tage hier verweilen, habe sie unsere Zeit nicht in Anspruch nehmen wollen; zu ihrem Bedauern sei es ihr unmöglich, uns, wie sie es gewünscht hätte, zu empfangen, und schließlich teilte sie mit, daß sich einige kleine Theaterstücke in Vorbereitung befänden und wir — so wir uns für solche Nichtigkeiten überhaupt interessierten — mit Vergnügen dabei sein dürften. All dies wurde mit so einfacher und gewinnender Eleganz vorgebracht, daß es schmerzte, weniger ihrer eigenen Verbannung wegen als für den schlechten Geschmack, den jener alte Herr bewies, der sie dazu verurteilt hatte. Und doch — war es in der Annahme geschehen, daß sie die Rückkehr seines großen Rivalen komplottierte — gab es eine Entschuldigung für ihn. Die Verführungskünste einer derartigen Verräterin hätten womöglich den ganzen Hof zum Treubruch verleitet.

Theaterabend auf Arenenberg

Endlich kam der Theaterabend, und ich überschritt wahrhaftig die Schwelle von Hortenses Besitz. Er war ein geliebtes Kleinod, bei dem an gutem Geschmack nicht gespart worden war. Was Terrassen, Spaliere, Geißblatt und exotische Pflanzen zu voll-

bringen vermochten, war hier in Vollendung zu sehen. Der Blick, den man — da durch den Wald, dort über den Steilhang — genoß, wurde immer wieder aufs malerischste gefesselt. Hier die rebenüberwachsene Insel Reichenau mit ihren Häuschen, die sich schimmernd im Zwielicht des Sees spiegelten, dort der edle Bereich des blauen Rheins, der sich vom kurzen Rastort aus einen Weg den Rheinfall von Schaffhausen hinunter bahnen mußte — und weiter weilt das Auge auf den Umrissen des Schwarzwalds, die im Westen dahinschwanden. In einer dritten Richtung schienen die Türme von Konstanz in Dunst und Wasser zu versinken, und noch weiter weg unterschied man kleine Uferdörfer, wie entschwindende Gestirne immer schwächer leuchtend, bis Land, See und Himmel in der Dunkelheit verschmolzen.

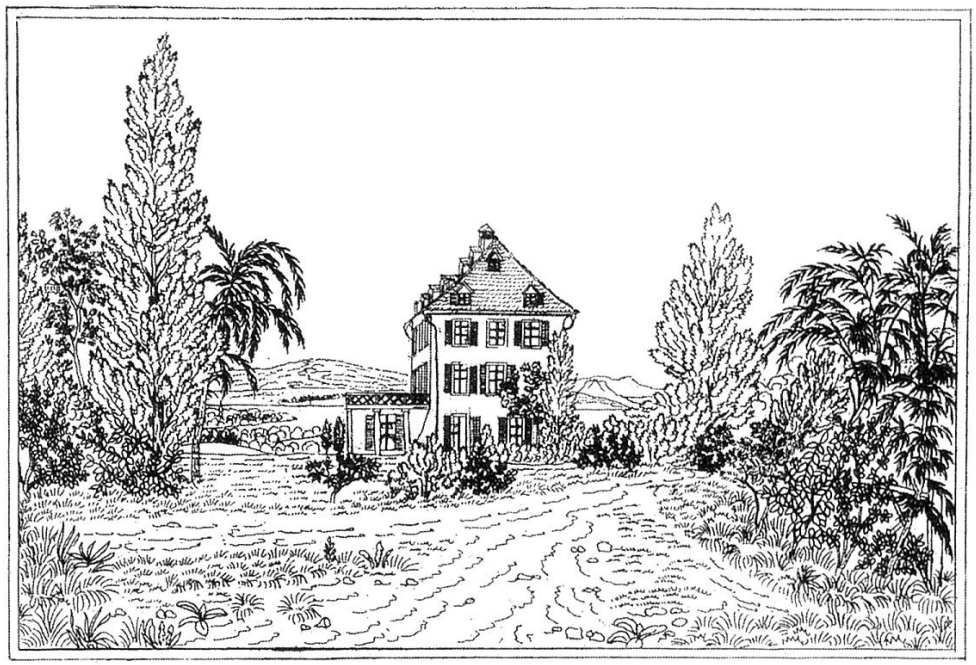
Bei meinem Eintritt fand ich drei oder vier ineinandergehende kleine Zimmer voll Menschen, Hortense selbst war mit dem Theater beschäftigt. Die Wände des Hauptappartements waren mit Bildern geschmückt, unter denen man mir ein lebensgroßes Porträt von Joséphine zeigte. Blaß, graziös, mit melancholischem Ausdruck lehnte sie sich im Schatten dunkler Büsche zurück. Der Traurigkeit wegen, die das Bild erfüllte, stellte ich mir vor (ich vergaß mich zu vergewissern), daß es in jener Zeit gemalt worden sei, da das Modell seine Ehe den gefühllosen politischen Ansichten des Gatten geopfert und durch Einsamkeit und Kummer die echten Werte menschlicher Größe erlernt hatte. Das Gefühl von Resignation war so vollendet ausgedrückt, so zart und so rührend, mit wohltuender Abwesenheit des sonst so melodramatischen französischen Stils, daß die Betrachtung beinahe einer Philosophiestunde gleichkam. Im angrenzenden Raum fand ich weitere Bilder und einige Büsten, unter denen sich auch Lord Byron befand, mit dessen Werk ich später die Herzo-



Schloß Arenenberg zwischen 1855 und 1873. Lithographie von Friedrich Zimmermann.

gin gänzlich vertraut finden sollte; denn obschon ich sie nie die englische Sprache sprechen hörte, war sie fähig, sie mit Leichtigkeit zu lesen. Auf einem Sockel, in der Mitte eines nach beiden Seiten zur abfallenden Landschaft geöffneten Raumes, war es wieder Joséphine, die sich, lebendig gewordenem Marmor gleich, geisterhaft durch das Dämmerlicht zu bewegen schien. Der zweifache Beweis von Hortenses Anhänglichkeit an ihre unglückliche Mutter war von um so größerem Interesse, als er Gelegenheit bot, bei einem Vergleich ihre starke Ähnlichkeit festzustellen. Sie waren einander sehr ähnlich, und beide bestätigten, daß sie ein bewunderungswürdiges Modell für den Künstler gewesen waren, so gut wie ihre Geschichte, die Situationen aufwies voll

einfacher Würde, wohl ergreifender als ähnliche Begebenheiten unserer Tage. Ich gedachte Joséphines, als Napoleon die Krone über ihr Haupt hielt im Beisein von Unzähligen, die gewillt waren, ihre Sklaven zu sein — ich dachte daran, wie sie vor ihm niederkniete, um ihre Ehren aus seinen Händen zu empfangen, und an den Stolz, den er zugegebenermaßen gefühlt hatte, als er sie zur Kaiserin erhob — dann an den Kontrakt, der das Paar in seiner häuslichen Zurückgezogenheit verband; der Gatte, der verwirrt die richtigen Worte suchte, um nicht allzusehr zu verletzen, und die sanftmütige Frau, die sich mit der Nachricht abzufinden hatte, ihre Tage nun in unverdienter Schmach und Scheidung zu beenden. War es, so überlegte ich, einem unausgesprochenen Ressentiment dieser von ihrer Mutter erlittenen Behandlung zuzuschreiben, daß sich im Hause von Hortense keine Erinnerung, weder an Napoleon, noch – ausgenommen seine Kinder – an irgend jemanden seiner Rasse fand? Eigenartig war diese Tatsache, bei ihrer Liebe zur Kunst und zu den Porträts derer, die sie schätzte, und deshalb kaum unbeabsichtigt. Der mir besonders einleuchtende Grund mochte nicht der richtige sein, aber wenn dem so war, entbehrte er jedenfalls weder der Größe noch des Zartgefühls. Wandte ich meine Augen von der Statue ab, so fielen sie zuerst auf das Haus Prinz Eugens, das dieser sich in nächster Nähe gebaut hatte, um so die Einsamkeit seiner im Exil lebenden Schwester zu teilen, in dem zu wohnen er jedoch nicht mehr erleben sollte. Hier war ein weiterer schwerwiegender Grund zu Mitgefühl: Sie zieht sich zurück von einer kapriziösen Welt, um sich in Gesellschaft ihres Bruders ein neues Leben zu gestalten – und das Schicksal, als hätte es sich mit ihren Feinden verbündet, läßt auch diese Quelle des Trosts versiegen. Sicherlich, dachte ich, muß etwas Außergewöhnliches in dieser Frau sein, die trotz



Schloß Arenenberg zur Zeit der Königin Hortense. Umrißstich nach dem Gemälde von Felix Cottrau.

schwersten Schicksalsschlägen noch glücklich zu sein vermag. Oder war es Gefühlsmangel? Ihre Anhänglichkeit an diejenigen, die mit ihr zusammen gelitten hatten, war der Beweis, daß sie Gefühl in geradezu ungewöhnlichem Maße besaß. War es die Würde des Aushaltens, unbegreiflich für die Großzahl der Menschen, weil es weit über ihnen war? Wie kläglich schien in diesem Falle der Triumph derer, die ihr Andenken durch blinde, ohnmächtige Boshaftigkeit besudelten!

Aufgeschreckt aus meinen Träumereien, bemerkte ich, daß sich die Gesellschaft in den übrigen Räumen in Richtung auf das Theater in Bewegung gesetzt hatte, ein Gebäude, das sich unweit vom Hause befand. Den Amateurschauspielern machte es alle Ehre und war verdienterweise ganz besetzt; denn, um es genau zu sagen, es war nicht einmal ein Stehplatz zu haben.

Aus den bärtigen Baronen zu schließen, die anwesend waren, mußten sich ganze Sippen von meilenweit her Stelldichein gegeben haben; denn in Konstanz beispielsweise, das wie alle unter österreichische Herrschaft gefallenen Städte leer und öde war, als hätte die Pest gewütet, war kaum mehr ein Edelmann zu sehen.

Als erstes bot man «L'Epreuve d'Amour», ein sentimentales kleines Stück, in dem der Held seiner Auserwählten, um ihre Liebe auf die Probe zu stellen, eine Anzahl Verehrer empfiehlt, um sich schließlich, zufriedengestellt, selbst anzubieten. Die weibliche Hauptrolle spielte die Herzogin auf eine Art, die mich schnellstens vergessen ließ, daß es die Herzogin und nicht die Schauspielerin war, die zu sehen ich gekommen war. Eine ihr eigene Schattierung von Melancholie, zusammen mit angeborener Grazie, erleichterte ihr die Rolle. Selbst wenn sie kein Wort sprach, hätte man das Schauspiel für ihre ausschließliche Aufgabe halten können. Das stille Beben, mit dem sie ihrem hartherzigen Geliebten sein Bild zurückgab, gehört zu meinen schönsten Theatererinnerungen. Leider ist es mir nicht möglich, hier Auszüge aus dem Stück wiederzugeben; denn sei es, daß wir für gut halten, was eigentlich nur gut vorgetragen worden ist, sei es wirklicher Wert, ich neige zur Ansicht, daß es etwas enthielt, das den englischen Lustspielen zugute kommen könnte.

Die nächste Vorstellung war eine brillante Kleinigkeit mit dem Titel «Der Coiffeur». Ehe der Vorhang sich hob, konnte ich mich einer gewissen Nervosität nicht erwehren, hatte doch meine kleine Freundin, nach drei Wochen Angst und Herzklopfen und guten dreißig Meilen Weg zu den Proben, nun ihr Können zu beweisen. Anfangs war sie sehr verschüchtert, es sah aus, als schäme sie sich überhaupt zu spielen oder wolle gar weglaufen. Dann aber gab sie sich darüber Rechenschaft, daß man sie faszinierend

fand, und schließlich spielte sie mit solchem Esprit, daß sie nicht nur das Herz des jungen Barbiers gewann, sondern unnötigerweise noch etliche andere dazu. Ich selbst hielt es für unumgänglich notwendig, mich zu demütigen und sie um Verzeihung zu bitten; denn wir hatten uns zuvor bitter gestritten, weil sie behauptete, daß Sir Hudson Lowe Bonaparte vergiftet habe.

Tanz mit der Königin

Nach dem Theater kehrten wir zum Hause zurück und fanden alles vorbereitet zum Tanz, der mit einem Walzer begann. Man hat mir gesagt, daß es Deutsche gebe, die diese Schritte zur Perfektion beherrschten, eine Fähigkeit, die ich im Ursprungsland weniger bewundere als in England. Es schien angebracht, so man sich dabei auszeichnen wollte, statt der schwimmenden, oft nicht ungraziösen Bewegungen meiner Landsmänninnen, wie ein Kreisel herumzuwirbeln, mit kleinen Wendesprüngen, als wäre ein Bein kürzer als das andere. Ich machte einige vergebliche Versuche, mich dabei zu distinguieren, mußte aber aus Angst, meine Partnerin beim Schritthalten in Stücke zu reißen – aufgeben. Mit der Zeit wurde der Gesellschaft schwindlig, und man versuchte es mit einer Quadrille, vor der ich mich nach meinen vorausgegangenen Mißerfolgen etwas fürchtete. Das «otium cum dignitate», das ich mir versprach, war von kurzer Dauer, denn nun wurde ich mit der höchst schmeichelhaften, aber doch etwas erschreckenden Aufforderung, mich mit der Herzogin aufzustellen, aus meiner Ecke geholt. Wirklich war ich der einzige Engländer in unserer Gesellschaft, der es gewagt hatte, sich um diese Ehre zu bewerben, und war wohl teilweise aus Spielerei,

teils aus Höflichkeit meinem Vaterlande gegenüber eingeladen worden. Zum Glück vertrat ich meine Heimat nicht nur ohne irgendwelche Komplikationen, sondern geradezu mit Erfolg. Ein junger Franzose versicherte mir, ich hätte wirklich sehr gut getanzt, was ungefähr bedeutet, nicht allzugut, nicht so gut wie etwa ein Franzose, aber doch für meine Verhältnisse gut genug. Ich fühlte keine Lust, mit ihm eine Lanze zu brechen, hatte er doch den Tanz mit der Herzogin für allgemein befriedigend angesehen. Nichts daran war französisch gewesen. Für sie bedeutete er einen Zeitvertreib, nichts Gelerntes; sie bewegte sich mit einer jugendlichen Ungezwungenheit, die nur leicht von fraulicher Würde eingedämmt wurde. Diese unprätentiöse, spontane und natürliche Grazie schien mir von jeher das einzig Schöne am Gesellschaftstanz, ja geradezu unwiderstehlich schön: eine Pantomime des Geistes, aller gelehrten Doktrin entgegengesetzt und deshalb überlegen.

In der Pause zwischen den Tänzen wurde zu Klavierbegleitung gesungen. Hier war Hortense in ihrem Element. Sie sang mit derselben Leichtigkeit, mit der sie zuvor getanzt hatte, einige Lieder, deren Komponistin sie, wie ich später erfahren sollte, selber war und denen der Leser oft mit Genuß gelauscht haben mag. Darunter befand sich auch die herrliche Melodie «Partant pour la Syrie», ein Beweis, daß ich nicht übertrieben habe.

Die Skizzenbücher

Zu später Stunde begann sich die Gesellschaft aufzulösen, die Übriggebliebenen gruppierten sich in kleinem Kreise um die Tische mit den Skizzenbüchern und Werken der «belles-lettres». Das Glück wollte es, daß ich auf ein prachtvolles Album stieß

und außerdem neben eine schöne junge Ehrendame der Herzogin zu sitzen kam, die mir alle darin enthaltenen Schätze erklärte. Was ich am meisten bewunderte, war Hortenses Werk. Bei einer Serie ihrer farbig skizzierten Porträts, deren Personen mir bekannt waren, hätte mir sogar umgedreht die frappante Ähnlichkeit noch auffallen müssen. Gleicherweise besaß sie Macht und Zartgefühl für das Wachrufen von Erinnerungen. Die geliebten Landschaften im verbotenen Frankreich, die Apartements, die sie einst bewohnt hatte, alles war so meisterhaft dargestellt, daß sie die besten Amateure beschämen mußte. Ihre größte Sorgfalt galt der Echtheit in der Wiedergabe und, bedachte man die augenblicklichen Verhältnisse, mußte dies all zum Herzen des Betrachters sprechen. Es gab außer den Arbeiten der Herzogin zahlreiche Skizzen von den besten Künstlern Frankreichs. An eine erinnere ich mich im besonderen, da es sich um eine Szene handelt, bei der ihr Sinn für das Pittoreske und das Melancholische vollständige Erfüllung gefunden haben mußte. Sie saß bei Mondlicht in den Ruinen Roms, malerisch umgeben von einer Freundesgruppe, während der Dichter Delavigne eine Tragödie vorlas. Bei den meisten Menschen hätte man eine solche Situation als allzu romantisch belächelt, aber bei Hortense war das anders; Untergang und Tragödie hatten in ihrem Leben eine zu große Rolle gespielt, als daß sie sich in ihrer Umgebung fremd ausgenommen hätte.

Ich weiß nicht, wann sich mein Interesse gelegt hätte in diesem Hort guten Geschmacks und Talents. Gegen Morgen war ich gezwungen, mich zu verabschieden, und ich zweifle nicht, daß es keinen einzigen Menschen gab, der bei diesem hellen Mondlicht heimkehrte, ohne zuinnerst zu fühlen, daß Hortense eineinhalb Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen war. Für ein Zeitalter der Bigotterie und der Überläufer schien sie nicht zu passen,

in jenem echter Poesie und Ritterlichkeit wäre sie Gegenstand schönster Dichtungen und Begegnungen gewesen.
Anschließend sah ich sie noch oft – sowohl in ihrem eigenen Hause als auf dem Wolfsberg – und fand nie etwas, das jenen ersten Eindruck zerstört hätte, den ich bei meiner Einführung gewonnen hatte. Abgesehen vom Interesse, das sie selbst erweckte, war sie stets in Gesellschaft irgendeiner Persönlichkeit, die in der Welt Ansehen und Neugier erregt hatte; oft war es ein berühmter Maler oder Dichter, manchmal ein ruhmreicher Soldat, der den Ruhestand dem Verdacht opportunistisch-politischer Wetterwendigkeit vorzog; dann wieder ein Großherzog oder eine Herzogin, die ein ähnliches Schicksal erlitten hatte, und endlich die Witwe des Marschalls Ney. Gerade diese Persönlichkeit erweckte im Zusammenhang mit Hortense besonderes Interesse. Diese gut aussehende, aber ernste und schweigsame Frau, die noch immer für ihren Gatten Trauer trug, dessen Tod mit der Verbannung der Herzogin verknüpft war, verfehlte nicht, Mitgefühl für ihr gegenseitiges Schicksal zu erwecken. Ich stelle mir vor, was für schwermütig-vergleichende Erinnerungen diese beiden wohl austauschen mochten, wenn niemand lauschte. Was für Unzulänglichkeiten in den Plänen (so sie überhaupt zu Rate gezogen worden waren) mochten sie verspätet noch entdecken, um auf diese Weise die Situation jener, die sie geschmiedet hatten, noch zu verschlimmern! Welch begierige Spitzfindigkeit, was das Urteil der Geschichte betraf, Geschehnisse berührend, die noch in der Gegenwart mysteriös blieben.

Gesellschaftsspiele

Für diese ganze Gesellschaft bestanden die Vergnügen, wie schon erwähnt, aus Ausflügen zu schönen Punkten der Umgebung und

musikalischen Wasserpartien. Gerade diese waren oft von besonders romantischem Effekt; denn an Festtagen pflegten die Bauernmädchen mit flittergoldverzierten Hauben in Begleitung ihres Liebsten mit dem nächstbesten Boot, dessen sie habhaft werden konnten, wie verrückt vom Ufer abzufahren. Oft habe ich sie rings um das Schiff der Herzogin mit den Füßen im Wasser paddeln gesehen, voller Neugierde, wie Wilde um ein Kriegsschiff, die Pausen leiser Musik mit einem Schrei erfüllend, der aus einer Meile Distanz vielleicht ganz harmonisch geklungen hätte!

Auf der Jagd

Für die Herren gab es außerdem noch die Jagd, eine angenehme Gelegenheit, die Zeit totzuschlagen. Um der Wahrheit zu genügen, bin ich der betrüblichen Ansicht, daß die Franzosen schlechte Weidmänner seien und die Deutschen nicht viel bessere. Ich war Zeuge einer solchen Jagd in der Nachbarschaft, die um ein Haar meiner «mir selbstgenügenden» Tanzerei ein Ende gesetzt hätte. Unsere Gesellschaft bestand, wie hier üblich, aus zwanzig bis dreißig Schützen, die mit ihren ungeheuren vorn und hinten aufgeschnallten Wildbeuteln wie alte Kleiderpuppen aussahen. Außerdem gab es da ein ganzes Regiment scheußlicher kleiner Buben mit zweispitzigen Hüten, die ihnen ein Aussehen verliehen wie Teufel aus Webers Oper «Der Freischütz». Diese ganze Bande wurde in ein entferntes Waldstück befohlen, um dann das Wild mit deutschem Gebrüll und schellenden Glocken in lähmende Angst zu versetzen. Mittlerweile hatten sich die Schützen in Abständen auf den drei übrigen Seiten verteilt, so daß ein jeder einen schmalen Weg überwachen konnte. Kam ein unglückseliger Rehbock einen solchen Pfad herunter, wurde er entweder frontal angeschossen oder in Todesangst hin und her

gehetzt. Es gab genug Wild, und kurz nachdem das Geschrei begonnen hatte, knallte es los wie an einem 5. November (Belchenjagd auf dem See). Während dieser Hetze verirrte sich ein kleiner Hase in meine Nähe; mein Nachbar hatte aus Furcht, zu spät zu kommen, schon beide Läufe ausgeschossen bevor er ihn sah, und so gewahrte ich mit Genugtuung, daß das Tier heil entkam. Mein Jagdgenosse, ein alter Soldat, der von einer Vogelflinte ebensowenig hielt wie von einer Knallbüchse, war entschlossen, sich kein Lob über seine Geschicklichkeit entgehen zu lassen: «Voilà, Monsieur», schrie er, «das war ein guter Schuß! Ich habe zwischen Ihren Beinen durchgeschossen, ohne sie zu treffen!» Als diese «Mêlée» vorüber war und wir die getöteten und verwundeten Tiere suchten, war das Endergebnis, daß einer unserer Jäger bedauernswerterweise verpfeffert worden war.

Der Abschied

Schließlich kam für mich die Zeit, der Schweiz Lebewohl zu sagen. Es war beschlossen worden, daß ich mit einer kleinen Gruppe meiner Wolfsberger Freunde nach Italien ziehen sollte, und so machten wir ein oder zwei Abende vor unserer Abreise einen Abschiedsbesuch bei der Herzogin. Sie äußerte sich mit Bedauern und sehr liebenswürdig, sie lud uns ein, sie im Winter in Rom zu besuchen und so unsere Bekanntschaft zu erneuern. Ihre Bemühung, uns einen guten Eindruck von ihrem freundlichen Wohlwollen zu hinterlassen, berührte uns sehr angenehm. Sie gab vor, sich für die Pläne jedes einzelnen zu interessieren, und erteilte – wo es ihre Erfahrung gebot – Ratschläge für unsere Reise. Die ihr eigene Art, Plätze und Zustände zu beschreiben, überzeugte mich davon, daß sie nicht nur oberflächlich zu sehen verstand, sondern mit einem sich stets bereichernden Geist. Von

den Schönheiten der Natur sprach sie mit einer ruhigen Begeisterung, einer Dichtung vergleichbar, Charakter und Literatur erwähnte sie äußerst interessiert, indessen ohne die Schärfe des vollendeten Kritikers. Wenn Hortense jemals ihre Mußestunden zur Niederschrift ihrer Memoiren benutzen sollte, würden diese ein interessantes Zeitdokument darstellen.

Als wir uns zum Abschied erhoben, erbot sie sich, uns bei der schönen Nacht ein Stück Weges zu begleiten. Sie kam ungefähr eine Viertelmeile weit mit, bis dahin, wo sie eine weite Aussicht auf den See genießen konnte, über dem der Mond wie eine rote Kugel aufging, die so etwas wie eine flammende Säule zu ihren Füßen schoß. «Nun will ich mich von Ihnen verabschieden», sagte sie, und wir überließen sie der ruhigen Betrachtung einer Größe, die nie verblassen, und einem Vergnügen, das nie trügen wird.

Dies war das letzte, das ich von ihr sah und vielleicht sehen werde, von ihr, der vollendeten Hortense, unserer kurzen Bekanntschaft aber werde ich mich immer erinnern; wie ein Vertiefen in jene Tage, die ihrem Lande den Charakter der hervorragendsten Nation gegeben haben.

Aus dem Englischen übersetzt von K. Y. Trüb